

(Nachdruck verboten.)

24]

## Vor dem Sturm.

Roman von M. E. delle Grazie.

Wie sie aber so stand und kein Auge von dem eigenen Antlitz wandte, da war ihr plötzlich, als höre sie die eigene Stimme laut werden, ohne daß sie's wollte, ohne daß sie ihr gebieten konnte. „Jetzt schaut m'r der Teufel über die Schulter.“ Hatte sie das wirklich gesagt oder bloß gedacht? Sie konnte darüber nicht klar werden. Je dichter aber die Schatten der Dämmerung über sie niederglitten, desto bänger und wunderlicher wurde ihr jetzt ums Herz. Denn — sie wurde es nicht los. . . . Schon den ganzen Tag sah sie nur mehr ihn vor sich, der sie nicht vorgelassen und den sie morgen sehen würde, ganz gewiß, wie sie sich immer wieder vorsagte.

„Wie das sein wird?“ ging es ihr durch den Kopf, während sie nun wieder bei Mutter und Schwester saß. „Und was er sagen wird,“ fragte sie sich.

Da schnitt ihr plötzlich ein klägliches Geheul die Gedanken ab. Ein Geheul, das so grausig und unheimlich in das tiefe Schweigen der drei Frauen hineinklang, daß die Bäuerin ganz entsetzt aufsprang.

„Du mein, sollt dös am End unser Sektor sein?“

Die Lippen half geöffnet die Wangen von einer Blut überflossenen, die ihr heute wie etwas Fremdes im Blut lauerte, stand Annaliese eine ganze Weile sprachlos da. Plötzlich schlug sie sich vor die Stirne. „Zessas! Sein Fuada hot er no nit kriagt!“ Damit eilte sie hinaus.

„Sryt schau ober dazua,“ schalt die Bäuerin hinter ihr drein. Und die Rosala meinte leise: „'s is nur guat, doß 's sunst nit is, sunst kunnt ma schier moana . . .“

„Sei stad,“ herrschte sie die Bäuerin an. Aber diesmal kam sie doch zu spät.

„Doß Dan's sterb'n wird,“ sprach die Rosala in die Dunkelheit hinein.

„Wos Du oll's z'sammred'st,“ greinte Resl, „moch' liaber 's Feuer on in der Kuchl!“

„Sog's jo nit i, sondern die Deut,“ murrte die Rosala. Und als sie hinausging, zog sie ihren Spenzer mit beiden Händen vor der Brust zusammen. Ein Schauer war ihr über den Leib gelaufen.

In grauer Morgenfrühe brach Annaliese auf. Eine große Schwinge am Arme, schritt sie barfuß zwischen Wiesen und Feldern hin, die taunach und dampfend dalagen, wie von silbernen Schleiern überwält. Der uralte Buchenforst, zwischen dem sich die „Dedung Petrowik“ auskretete, lag im Weiten und startete mit seinen dunklen Wipfeln wie eine schwarze Mauer vom Rand des Horizontes herüber. Es war weit dahin und wollte Annaliese den gnädigen Herrn „d'erwisch'n“, mußte sie flink sein. Der große Hahn balzte nur vor Sonnenaufgang. Hatte der Graf aber seine Beute, pflegte er in der Jagdhütte den versäumten Schlaf nachzuholen. Oder es fiel ihm anders ein und er fuhr sogleich nach Hause, um es noch bequemer zu haben. Es waren dies Möglichkeiten, auf die der „Mexikaner“ das ratlose Mädchen in scheinbarer Fürsorge aufmerksam gemacht. „Schau sie also zu, wie sie ihn erwischt,“ hatte er ihr noch unter dem Tor des Schlosses nachgerufen. Ein Kniff, der sie bis zuletzt in Sorge und Spannung erhalten und auch das leiseste Mißtrauen in ihrer Seele ersticken sollte. Der Mann, der so hinter sich herlaufen ließ, konnte nicht mehr verliebt sein. Das sollte sich die hochmütige Dirne sagen. Und sie sagte sich auch, während sie jetzt dahinschritt, immer tiefer in die Einsamkeit hinein, ganz allein mit sich und ihren Gedanken. Was nützte es auch, wenn der Schönbacher Schreiber die Sache in die Hand nahm? Der hatte schon so vieles verdorben! Und kam man endlich zu seinem Recht, kostete es einen Haufen Geld. Die Herrschaft aber behielt den Bauer dennoch unter der Fuchtel, bis zuletzt. Da war es schon besser, man bat um gnädige Nachsicht und brachte alles wieder ins alte Gleis. Auch wenn es der Vater anders wollte.

So ganz von ihren Gedanken eingesponnen, fiel es der Annaliese nicht einmal auf, daß sie noch immer allein lief, weder vor sich noch hinter sich eines der alten Weiber oder

Mädchen sah, die man mit ihr zur „Kaubung“ befohlen. Sie war wohl auch um vieles früher aufgebrochen als die anderen und wenn sie es recht bedachte, war es nicht bloß die Angst, den gnädigen Herrn zu verpassen, die sie so früh aufgejagt hatte. Auch ihrer Eitelkeit fiel ein Teil daran zu, der Eitelkeit, die sich so lange in der Vorstellung gefallen, daß es der „gnädige Herr“ schier nicht mehr aushalten könne ohne sie. Wenn er sie aber da draußen wieder nicht an sich heranließ? Ihr vielleicht gar ein barsches Wort gab oder sie wieder fortweisen ließ, wie gestern, während sie auf den Knien vor ihm lag, die Hände gefaltet! Wenn nun gar die anderen schon da wären! Sie konnte ihnen ja nicht die Augen verbinden. Abends würde es das ganze Dorf wissen und wie die Menschen sind. . . . Am Ende hieß es vielleicht noch, daß sie selbst den Herrn Grafen ins Gerede gebracht! Kam eines nur so recht ins Unglück hinein, fanden sich immer noch einmal so viel Hände als nötig, den lieben Nächsten zu steinigen.

„O Maria,“ betete sie: „Nur das nicht — nur das nicht!“ Ja, wenn alles so kommen sollte, wie sie es wünschte und brauchte — mußte fast ein Wunder geschehen!

Da und dort piepsten schon leise die Vögel auf. Acker und Wiesen gaben einen herben Duft von sich. Die silbernen Schleier, die früher wie eine glatte Decke über den grünen Flächen gelegen, begannen sich im Morgenwind zu heben und wie durchsichtige Gestalten emporzureden. Als glitte ein grauer Gespensterreigen dahin, vom ersten Lichtstrahl aufgeschweicht, Hand in Hand, mit lang nachflatternden Gewändern.

„Nur schon dort sein, nur schon dort sein!“ dachte die Annaliese. Als sie jedoch einen Blick nach rückwärts warf, merkte sie, daß sie noch immer die Einzige war, die auf dem langen Wege dahinfliegt. Die Strecke vor ihr aber war doch um vieles kürzer geworden und der Wald, er bisher wie eine dunkle Mauer am Horizont gestanden, bekam langsam Farbe und Form und begann mit den grünen Zweigen herüberzuwinfen. Wie ein geheimnisvolles Nicken war's, das ihr wieder Ruhe gab und eine Gewähr schien für die Erfüllung dessen, was sie von diesem schweren Gana erwartete.

Schon stieg der Pfad langsam an. Die Weizenfelder wurden von den Wiesen abgelöst; ihnen folgten die Kartoffeläcker. Zuletzt verank der Weg in einer Mulde. Hatte sie die hinter sich, stand sie schon am Rande des Waldes. Dann ging es immer tiefer in das grüne Schweigen hinein, über knorrige Wurzeln, unter aufschauenden Wipfeln dahin bis plötzlich die Heide im goldigen Schimmer der Ginster- und Kümmeblüten dalag, still, atemlos, wie verzaubert, „Dedung Petrowik“!

Plötzlich flog ihr ein leiser Schrei über die Lippen. Dort stand ja die Jagdkaleiche des gnädigen Herrn. Knapp am Rande der Mulde. Die Pferde grasen die Böschung ab. Der Kutscher sah am Bod und duselte vor sich hin.

„Da bin ich!“ dachte das Mädchen. Und während ihr Blick noch einmal den ganzen, langen Weg zurückließ, atmete sie wie erlöst auf. „Niemand wird es sehen, niemand!“ dachte sie und sie lief förmlich an der Kutsche vorüber, bis Brombeerhecken und Haselbüsche mit leisem Geraun hinter ihr zusammenschlugen.

Von den Zweigen, die im Morgenwind langsam auf- und niederrippten, fiel ihr der Tau ins Gesicht, blanke, frische Tropfen, die ihr die brennende Stirn kühlten. Ein Waldkatz, der sich zu lang auf der Jagd herumgetrieben, huschte torkelnden Fluges an ihr vorüber, wie geblendet von der Tageshelle, die allmählich auch in die grüne Wildnis einbrach. Da und dort hob ein äsendes Reh den Kopf und sah mit großen Augen nach ihr, wie unerschlossen, ob es fliehen oder stehen bleiben sollte. Die Schmetterlinge hingen noch mit geschlossenen Flügeln an den Blumen. Aber Käfer und Fliegen begannen schon die Stille mit ihrem eintönigen Gesumme zu erfüllen. Nun stöhnte eine Rohrdommel auf. Ganz deutlich klang ihr Ruf durch das Dickicht herüber. Da waren die Teiche nicht mehr weit und mit ihnen die Dedung.

Hatte der Graf den Hahn angepörrungen, ließ er sich von seinem Leibjäger wieder über den Teich nach der Jagdhütte rudern. Auch das hatte der Mexikaner der Annaliese gesagt,

## Die Meisterin.

22]

Damit sie ja genau wisse, wo und wie lange sie zu warten habe.

„So still wie's noch ist, muß ich ja auch den Hahn hören,“ dachte sie, während sie auf die Dedung zuschritt. „Den Hahn und den Schuß. . .“ Ziel er da nicht eben mitten in das Schweigen hinein, dumpf knallend und dann langsam verhallend? Aber nein: Es war nur ihr eigenes Blut, das plötzlich so seltsam laut wurde in den Ohren, daß sie allerlei Laute und Stimmen und Gott weiß was zu hören meinte! Tief aufatmend blieb sie stehen, stellte die Schwingen ins Gras und preßte die Hände eine ganze Weile wider die hochgehende Brust. „Auschnaufen,“ dachte sie „auschnaufen!“ Sie war ja wirklich wie toll gelaufen! Aber das seltsame Gehämmer ihres Pulse kam nicht zur Ruhe. In den Ohren jaug es weiter . . . leise, feine, fremde Stimmen, als hätte sich plötzlich irgendwo das Tor zu einem spukhaften Reich geöffnet und sie stünde nun da, wie gelähmt und hörte, was Menschen sonst nicht zu hören pflegen. Ein Grauen überkam sie und doch war auch eine Art geheimer Lust dabei, daß ihr plötzlich schien, als stünde sie neben sich selbst und starre mit zwei aufgerissenen Augen eine andere Annaliese an, die sie war und doch wieder nicht.

„Was will ich denn?“ fragte sie sich. . . Da klang es zu ihr herüber und riß sie empor. . . „Tef—tef, tef—tef—tef!“ als schlug man zwei harte Stäbe gegeneinander, der Hahn!

Nun war es Zeit, hinauszukommen, wenn sie im rechten Augenblick am Ufer stehen sollte. Aber der Hahn mußte doch entfernter bäumen als sie glaubte. Oder der gnädige Herr ging ihn nur sehr langsam an. „Tef—tef, tef—tef, tef, tef,“ klang es immer wieder durch die Stille herüber.

Warum ihr plötzlich war, als sehe sie den Grafen, obwohl sie mit geschlossenen Augen dastand, die nackten Füße schon mitten im weichen Heidemoos. O ja, es mochte schon eine Lust sein, an eine Beute so heranzuschleichen, mitten in dieser tiefen, atemlosen Stille! Die ganze Seele von einem Wunsch erfüllt: von einem Begehren, das den Menschen förmlich wie blind mit sich forttrug. „Tef—tef, tef—tef, tef, tef.“ Und das Tier sah da und ahnte nichts. War selbst eitel Lust und Begehren. Der Tod aber kam näher und näher.

„Geduld gehört dazu,“ dachte die Annaliese. „Geduld bei so viel Bier.“ Und wieder sah sie den Jäger vor sich. . . Schön war er schon, der gnädige Herr. Schön und stolz. So ein Mann, dem nichts entkam, was er ernstlich wollte. Auch sie hatte er einmal gewollt. Warum ihn da die Geduld verlassen? Sie machte sich eine Sünde daraus, wie sie so dastand und auch an das dachte, jetzt an das denken mußte, ob sie wollte oder nicht.

„Tef—tef, tef—tef, tef, tef. . .“

Aber . . . war das nicht ein Glück für sie, daß es so gekommen? Wenn er wieder hinter einer anderen herlief, hatte sie Ruhe. Wie hätte sie diesen Gang sonst wagen können?

Wieder blieb ihr der Atem aus, begann das Blut in ihren Ohren zu singen, leise, leise, wie mit einer fernen, fremden Stimme. Und dieser Alp, der auf ihrer Brust lag! Das Frösteln, das ihr durch die Glieder lief . . . das Geraun und Gezischel, das über den blühenden Ginster und Krummel herkam.

„Dedung Petrowitz!“

Sie schrak zusammen, schlug ein Kreuz. Wenn die Leute recht hätten, und es wirklich nicht geheuer war hier? Mit ein paar raschen Sähen sprang sie über das Gefräut hinweg, bis sie am anderen Ufer des Teiches stand. Und drüben ging es weiter. . . Nur daß die harten Walztöne nun allmählich zu einem lockenden Geschnalz wurden. Dann wieder dieses tiefe, beklommene Schweigen, als täte sich ein Abgrund auf, um irgendeinen Schreck hervorzupeien, einem bösen Geist den Weg freizugeben.

Wie eine heiße Welle schlug ihr das Blut in die Wangen, benahm ihr den Atem — beklommte ihr das Herz. . . ließ sie plötzlich wieder zusammenschauern, als ränne ihr Eis durch Mark und Bein.

Nun ja, sie hatte noch nie allein gesprochen mit einem so stolzen, strengen Herrn. Und wenn sie einmal gemeint hatte, daß das nicht so schwer wäre. . . nun ließ er sie's fühlen!

Der Hahn war nur eitel Lust, wußte von nichts. Aber wie . . . wenn der Schuß dort drüben knallte, der Jäger seine Beute hatte und das Ruder die trägen Wellen des Teiches klatschend auseinander schlug. Wie es ihr dann wohl zumute sein wird?

(Fortsetzung folgt.)

Der Paul ließ sich überreden; aber er schüttelte sich doch nicht wenig, als er einen Schlud heruntergewürgt hatte. Das war diesmal kein „Süßer“, wie gestern. „Alter Breslauer“, meinte der Joseph. Der brannte, als wenn man Feuer verschludt hätte.

Sinterher tat ihm der Schlud aber doch gut, und es dauerte nicht lange, nahm er einen zweiten aus der Flasche.

Berschwommen, nebelhaft tauchte ein Bild vor ihm auf aus dem Dämmer der Erinnerung: wie er dem Glüd-Schuster einmal im Bretscham das Schnapsglas aus der Hand geschlagen hatte, das der ihm an die Lippen zwingen wollte.

Er erzählte dem Joseph diese Erinnerung. Der lachte dazu und meinte:

„Als Junge is man nu manchmal su tumml!“

„Ach, weichte: die Mutter. Die hatte mirsch doch strenge verboten!“

Heute empfand ers: die Mutter war bei dieser Wirtschaftszene nicht dabei gewesen, aber an seiner Seite gespürt hatte er sie doch, gefühlt hatte er, wie sie ihn zwang. Immer hatte sie ihn gezwungen! Es war plötzlich etwas in ihm, was gegen diesen Zwang sich wehrte, was ihn treiben wollte, ihn abzuschütteln.

Da riß der Joseph ihn aus diesen aufwühlenden Gedanken:

„Na gell, 's war gemütlich gestern!“

Des Burschen Gesicht strahlte in der Erinnerung.

„Fein warsch!“

„So eine Fide mach her öfter jezt, na gell?“

Da erlosch jäh der Glanz in Pauls Augen wieder, und er fühlte aufs neue die Härte des Zwanges, unter dem er stand:

„Wenn od die Mutter nich immer gleich asu tüdsch wärel!“

„Du bist doch kein kleiner Junge nich!“

Da begehrte der Paul ärgerlich auf und schlug mit der Faust auf das Brett, das er gerade abscrubben wollte:

„Bloß wissen möcht ich, was sie gegen a Glüd-Schuster eigentlich hat!“

Der Joseph schupfte spöttisch lächelnd mit den Achseln:

„Was wird sie halt haben gegen ihn!“ und er sah dabei zwinkernd zum Paule hinüber.

„Daß er manchmal halt einen Schnaps hinter die Binde gießt, das wirds ganze sein!“

„Das is doch aber kein Grund,“ wurde der Paul wild.

Solche Ungerechtigkeite konnte ihn mächtig erbosen.

Und der Joseph bestätigte ihm die Richtigkeit seines Gefühls:

„Nee, a Grund is das nich!“

„Na also! Is der Mann vielleicht derwegen schlecht, hä? Liegt er vielleicht Tag für Tag betrunken im Strangengraben, hä? Is er derwegen liederlich, hä? Andre, die treibeas viel schlimmer, gegen die is sie nich so! Sie gönnt'n ja auch keen gutes Wort, aber a Schuster, ich sag Dir, a Schuster haßt sie, als warsch der leibhaftige Satan!“

„Ju, das stimmt, da haste recht!“ nickte eifrig der Joseph.

„Aber warum denn, hä? Warum denn, frag ich Dich!“

Der Bursche erbot sich immer mehr. Noch nie hatte er bisher darüber nachgedacht, wie sehr die Mutter gegen Bier und Schnaps war, wie sie eher einen Diebstahl, vielleicht gar Mord und Totschlag verzieh, als Trunksucht. Er hatte diese Ansichten der Mutter immer als etwas Selbstverständliches hingenommen, dem man sich fügen mußte; heute kamen ihm zum ersten Male Gedanken darüber und er konnte die Mutter nicht begreifen.

„Is denn der Schnaps eine Sünde, hä?“ eiferte er sich immer tiefer in einen wütenden Troß gegen den Zwang der Mutter hinein.

„Wird man denn schlecht, wenn man einen trinkt? Ich hab nu gestern auch Schnaps getrunken! Hastie was gemerkt, daß ich schlechter geworden bin, hä? Hastie was gemerkt, hä?“

Er war ganz dicht an den Joseph herangetreten und blickte ihn mit seinen zornigen Augen an, daß dem hätte angst und bange werden können, wenn er sich nicht so unbändig gefreut hätte darüber.

„Nee,“ lachte er, „ich nich! Aber frag od die Mutter, was die dazu meinen tut!“

„Aber weichte: lustig macht er, der Schnaps! So viel gelacht hab ich Dir in meinem ganzen Leben noch nich wie gestern Abend!“

„Das glaub ich Dir uffs irschte Wort!“

„Aber siehste, das is 's eben: Lachen und Lustigsein, das is nich für meine Mutter. Die hab ich Dir wirklich noch nich a einziges Mal lachen sehn. Des kenn ich gar nich an ihr. Und mir gönnt sie auch kein Vergnügen, aber auch kein bissel: Od immer schufften, schufften und wieder schufften! Arbeite und bete! Das is ihr Sprüchel. Aber 's Arbeiten kommt bei ihr immer zuirsch. Wer arbeiten tut, der kommt uff seine tummen Gedanken nich, meint sie immer!“

Der Joseph riß mehr und mehr Maul und Augen auf: War das der Paul, der da vor ihm redete? Der zahme, gutmütige, gehorsame Paul, dessen drittes Wort immer war: die Mutter hats gesagt! Die Mutter mag das nicht! Die Mutter will das so!? Der Bursche war ja ganz rabiat geworden, gar nicht zum Wiedererkennen!

„Bürschel, wart ab, wenn Dich die Mutter amal so hört!“ drohte er dem Erregten lachend.

Den schreckte er aber nicht.  
„Sie soll mich hören,“ schrie er heftig werdend. „Ich werf'ch ihr schon amal sagen. Oder denkste etwan, ich sags ihr nich? Ich will auch amal lustig sein! Wozu is man denn jung? Ich will auch amal was haben vom Leben! Wozu lebt man deam? Doch nich bloß zum Arbeiten! Man lebt ja ohnedas bloß einmal!“

„Gelt?“ lachte der Joseph, „auf die gescheiten Gedanken hat Dich erst die Grette gebracht!“

Der Paul wurde feuerrot und wollte ausweichen; aber der Geselle hielt ihn fest:

„Gibs od' zu! Ich hab's ja gleich gemerkt und Glüd-Marle auch!“

„Hat er was gemerkt?“ fragte der Bursche erschrocken.

Der Joseph wollte sich ausschütten vor Lachen:

„Das hätt ja gar a blinder Hesse sein müssen, der bei euch beiden nich gemerkt hättel!“

Schüchtern vertraulich kam der Paul näher.

„Du,“ fragte er verlegen, ohne den Freund anzusehen, „was meinst: ob . . . ob er mir . . . sie geben tät?“

„Geiraten willst sie?“ tat der Joseph, lustig verschmüht die Augen aufweisend, ganz verwundert.

„Nu freilich! Was denn sonst?“

„Wenn aber die Mutter nich will?“

Das Gesicht des Burschen verfinsterte sich.

„Da hat sie mir nichst reinzureden. Da hängt mein Lebensglüde dran! Da versteh ich keinen Spaß nich!“

Der Joseph blieb bei seinen Zweifeln:

„Ich glaubs nich, daß sie 's zugibt!“

Das brachte den Paul erst recht in Harnisch und trieb ihn — so wollte es der Joseph — noch tiefer hinein in den Troß gegen die Mutter.

„Weißte denn schon, ob die Grette Dich will?“

Er schmunzelte verschmüht:

„Ich den! schon!“

„Daß sie schon gefragt?“

„Gefragt nu grade nich!“

„Da tät ich sie nu aber doch schon lieber fragen!“ riet der Joseph und trat dicht an den jungen Burschen heran: „Weißte,“ flüsterte er und suchte dabei, um seinen Worten Nachdruck zu geben, mit der Faust ihm vor dem Gesicht auf und ab, „weißte was? Heute Abend geht der Karle auf Roschwih in a Kretscham, da is sie allein d'rheime. Wenn ich an Deiner Stelle wär, ich tät hingehn und tät sie fragen!“

„Meinite?“ fragte der Paul zaghaft und sah dem Gesellen prüfend in das Gesicht, ob er es ernstlich meine.

„Nu, aber sehr!“

Da er in den Mienen seines Vertrauten nur treuherzigen Ernst las, wie der Joseph ihn so gut zu heucheln verstand, war er seht entschlossen, am Abend sein Glüd zu versuchen.

Nun war die schlechte Stimmung vom Morgen mit einem Male verslogen; lustig preisend handhabte er fleißig Schrubber und Klaubank, und als sein erregtes Blut ihm einmal im Ohre zu singen anhub, fragte er scherzend:

„In welchem Ohre klingts?“

„Im rechten!“ riet der Geselle.

„Stimmt!“

„Da red't eins was von Dir,“ lachte der Joseph verschmüht, „was Gutes!“

Auch der Paul lachte und wußte wohl, wen der Freund meinte.

„Prost!“ schrie der und griff nach der Flasche. „Dadruff trinken wir amal!“

Er reichte sie dem Tischlerssohn und der tat ohne Bögern einen tüchtigen Schlud; diesmal brannte der Schnaps schon nicht mehr so wie zuerst. —

Der alte Volksglaube, der dem Paul eine gute Nachrede geweisagt, hatte diesmal recht: in derselben Stunde redeten der Glüd-Schuster und seine Tochter miteinander von dem Sohne der Nothor-Tischlern.

„Er gefällt mir!“ hatte das Mädchen dem Vater erklärt. „Ich will ihn!“

„Geiraten?“ fragte der lauernd und überslog, von unten aufsehend, mit rasch prüfendem Blick das energische Gesicht der Tochter. Die aber bligte ihn mit ihren blanten Augen nicht schlecht an:

„Was denn sonst?“

„Wenn die Alte nich wär,“ zweifelte der Schuster.

„Die heirat ich nich!“

„Der Paul muß, was sie will!“

Da trat die Grette vor den Vater hin und straffte den jugendlichen, schlanken Körper.

„Bin ich nich?“ fragte sie.

In den energisch blickenden Augen, in der ganzen sieges sicheren Haltung des Mädchens las der Schuster, daß seine Tochter vor ihm stand, die wollte, was er wollte, was er als Glüd für sie, als Nach für sich selbst ersah. Da glaubte er an ihren Sieg, und ein wildes Leuchten des Triumphes überslog sein von tausend feinen Linien zerschnittenes Gesicht. —

Von nun an war der Paul völlig im Bann der Schusterleute. Wie verwandelt schien der Bursche. Die Mutter, die sonst ihn so völlig in der Gewalt gehabt hatte, vermochte nichts mehr über ihn.

Nicht einmal die Sorge um ihr Wesinden, das fast von Tag zu Tag schlechter wurde, vermochte mehr, ihn nach Feierabend oder an Sonntagen an ihr Weit zu fesseln. Als wenn er gar nicht sähe, daß

sie krank, daß sie dem Tode verfallen war, als wenn die Liebe zu ihr mit der Furcht vor ihrem Zwang völlig aus seinem Herzen gewichen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

Winterschutz.

In der Regel stellen sich die ersten Nachfröste anfangs Oktober ein. In diesem Jahre, das ja vom Frühling bis jetzt unberechenbare Launen zeigte, überraschte uns der erste Nachfröst bereits im zweiten Drittel des Septembers. Was im Gemüsegarten nicht ganz frostfest war, das Laub der Kartoffeln, der Gurken und Kürbisse und die Tomaten, das fiel ihm zum Opfer. Aber ein solcher Frühfröst erschütterte auch vielfach das sonstige Pflanzenleben, ohne daß wir es zunächst merken, denn in seinem Gefolge tritt Stillstand im Wachstum fast aller Gewächse ein, und der energische Laubfall der Bäume folgt ihm auf dem Fuße. Wenn die Blätter fallen, stellt der Garten die letzten Anforderungen an seine Pfleger. Es heißt dann einerseits Maßnahmen zu treffen, die unsere Lieblinge gegen harten Frost schützen, andererseits aber auch den letzten Teil der Ernte einzubeimen und sachgemäß zu versorgen. In unseren Biergärten werden nicht mehr viele Pflanzen angebaut, die eines nachhaltigen Winterschutzes benötigen. Schutzbedürftig sind hier in erster Linie die feineren Rosen; zu ihnen gehören weder die Schlingrosen, noch die direkt von den verschiedenen Wildrosenarten abstammenden Strauch- oder Buschrosen, die sich jedem Winter gewachsen zeigen, sondern nur die feineren Hochstamm- und Gruppenrosen. Tee-, Koi-jett- und Bourbonrosen sind am empfindlichsten die am meisten angepflanzten Teehybrid- und Remontantrosen, so wie die Monatsrosen vertragen schon eine gute Portion Winterkälte. Vorsicht ist aber, wie man zu sagen pflegt, auch bei ihnen besser als Nachsicht; deshalb bietet man ihnen Schutz. Da die Blätter der Gartenrosen sehr feststehen, und oft noch im Dezember nicht fallen wollen, aber auch nicht mit eingeschlagen werden dürfen, weil sie sonst Fäulnis hervorrufen, entblättert man jetzt alle Rosenkronen. Sie bleiben dann blattlos stehen, bis ernstliche Fröste drohen. Dann erst werden die Hochstammrosen von den Stäben losgebunden und vorsichtig mit den Kronen zur Erde niedergelegt, worauf man die Kronen vollständig mit lockerer Erde bedeckt. Wo es nötig ist, wird der Stamm zunächst mit einem Holzstaken an der Erde verankert. Hat man alte unbiegsame Stämme, die beim Umlegen zu brechen drohen, so läßt man sie am Pfahl stehen und bindet die Krone in Fichten- oder Wacholderzweige ein. Stroh ist zu vermeiden, da dieses die Kräfte anlockt, welche Knospen und Zweige im Winter abnagen. Niedrige Rosen werden am besten in der Weise geschützt, daß man die umgebende Erde pyramidenförmig an die Krone heranzieht. Aus dem so gebildeten maulwurfsartigen Erdhügel dürfen die Zweigenden ruhig heraussehen, da im Frühling doch ein starker Rückschnitt erfolgt.

Von anderen Pflanzarten, die einigen Winterschutzes bedürfen, kommen noch verschiedene immergrüne Gehölze in Frage: die Alpenrosen, Stechpalmen, Kirschenlorbeer und ähnliche. Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Pflanzen im Winter weit mehr durch Trockenheit, als durch Frost leiden. Bei ihnen kommt es darauf an, jetzt wiederholt gründlich zu gießen. Diese Arbeit wird solange fortgesetzt, bis man sich nach einigen Tagen davon überzeugt hat, daß das fast allenthalben staubtrockene Erdreich wieder mit Wasser gesättigt ist. Nunmehr wartet man ab, bis der Winter Ernst macht und das Erdreich einige Zentimeter tief gefroren ist. Dann gibt man den in Frage kommenden Gehölzen eine tüchtige Laubbede um den Wurzelhals. Der Durchmesser dieser Bede soll etwa dem der Krone des zu schützenden Strauches entsprechen. Die immergrün beblätterten Zweige bedürfen keines besonderen Schutzes. Die beregte Laubbede soll nur das tiefere Eindringen des Frostes, d. h. das Ausfrieren des Wurzelballens verhindern. Dadurch bleibt den Wurzeln die Möglichkeit, das den immergrünen Blättern von der trockenen Winterluft entzogene Wasser zu ersetzen, was eine gute Durchwinterung verbürgt.

Die jetzt zu pflanzenden Blumenzwiebeln, wie Shazinthen, Tulpen, Narzissen, Safran, Schneeglöckchen usw., sind für eine leichte Bodendecke dankbar. Man legt diese Zwiebeln jetzt, sobald es frostig wird, etwa 6 Zentimeter tief in gut grabenes Erdreich und wartet dann gleichfalls ab, bis das Beet oberflächlich gefroren ist. Dann gibt man ihm eine Bede aus Laub oder halb verrottetem Pferdemist. Diese Zwiebeln arbeiten nämlich während des ganzen Winters, d. h. sie bewurzeln sich in der kalten Jahreszeit und bilden ihre Triebspitzen vor, welche im kommenden Frühling die Blüten bringen. Diese Vorarbeit ist aber nur möglich, wenn man das tiefe Eindringen des Frostes in den Boden verhindert.

Unter unseren Gartenstauden gibt es nicht viel schutzbedürftige mehr. Im allgemeinen benötigen nur die aus hochalpinen Regionen stammenden Kräuter eines leichten Winterschutzes, der am besten in Form einer dünnen, trockenen Laubbede gegeben wird. Man darf nicht glauben, daß diese Gewächse im Hinblick auf die beträchtlichen Höhenlagen, in welchen sie vorkommen, winterhart seien. In den Hochalpen schützt sie bis in den Sommer hinein eine gewaltige

Schneedecke, während bei uns im Tale der Schnee bei großer Kälte meistens fehlt. Dieser Barfrost ist es, der das Leben der Alpenkräuter bedroht und unter dessen Einwirkung auch unsere zweijährigen Frühlingsblüher, die Stiefmütterchen und Bergjuncieinicht, häufig vernichtet werden, weshalb man auch diesen eine ähnliche Dede gibt. Der beste Schutz würden freilich dünne Fichten- oder Tannen- zweige sein, doch sind diese in unserer Mark schwer zu beschaffen. Man lege aber die Schutzdecke erst auf, wenn es not tut und nehme sie vorübergehend ab, wenn Schneefall oder Tauwetter eintritt; denn an milden Tagen faulen zarte Kräuter unter der Dede.

Im Obstgarten werden jetzt die spätesten Winterfrüchte abgenommen. Zunächst von entlaubten Bäumen, während man bei Bäumen, die noch gesundes Laub zeigen, mit der Ernte wartet, bis der Winter Ernst macht. Zeigt der Mutterboden noch gute Belaubung, so ist mit Weiterentwicklung des Winterobstes zu rechnen, welchem jetzt auch der langentbehrte Regen zugute kommt. Erst Nachfröste von 3—5 Grad nötigen zu sofortiger Abnahme des Kernobstes von belaubten Bäumen.

Wenn der Winter vor der Tür steht, so greift Brieche zu einem gewaltigen Eimer, in welchem er aus Aeskall und Wasser eine weiße Flüssigkeit wie Kalkmilch bereitet, dann nimmt er einen, an langer Stange befestigten Lüncher- oder Weisnerpinsel, taucht ihn in die Brühe und streicht damit seine Obstbaumstämme und die Hauptäste der Krone an. Dann nimmt er noch die Baumspritze, füllt sie mit der gleichen Brühe, um auch die kleinen Kronenverzweigungen damit zu bespritzen. Ist das alles geschehen, so traut sich Frau Brieche am späten Abend kaum noch in den Garten hinein, denn die bleichen Stämme sehen nun im Mondenlicht wie Leichensteine aus, zwischen welchen Gespenster zu huschen scheinen, die ihr Herz mit Grausen erfüllen. Ich habe Brieche aber erklärt, daß er sich die ganze Arbeit des Kalkens der Bäume ruhig sparen kann. Eingehende Versuche, die erst neuerdings wieder in umfassender Weise in der Königl. Lehranstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau in Geisenheim am Rhein ausgeführt wurden, haben den Beweis geliefert, daß das Kalken der Obstbäume weder Schildläuse von Raupeneiern, Puppen und sonstige Insektentruit irgendwie zu beeinträchtigen vermag. Auch unter dem Kalkanstrich fühlt sich diese ganze Höllebrut, wie man zu sagen pflegt, sauwohl und versteht es auch, im folgenden Frühling von hier aus den Weg in die weite Welt zu finden. Um dem Kalkanstrich infektentötende Kraft zu verleihen, müßte man ihm schon reichlich Khol oder Creosol zusetzen. Da aber die mit Kalk angefrischten Bäume abscheulich aussehen, so verzichte man lieber auf diese Insektenerarbeit. In ungewöhnlich strengen Wintern hat der Kalkanstrich an frostempfindlichen Bäumen einigen Zweck; er kann da Frostplatten und Frosttrisse verhindern, die mitunter entstehen, wenn nach bitterkalter Nacht bereits in der Morgenröthe die Sonne die Wolken durchbricht, die Stämme bestrahlt und erwärmt. Die weiße Farbe des Kalkanstriches wirkt die Sonnenstrahlen zurück und verhindert dadurch die unermittelte Erwärmung der befestigten Stämme und Äste. Auch wenn alte, rissige Stämme mit Moos und Flechten bewachsen sind, was man immer als krankhafte Erscheinung ansehen muß, greife man zum Kalkanstrich. Er hat in diesem Falle aber nur dann Erfolg, wenn man vorher mit einem eisernen Instrument, der Baumschare, vorsichtig die rissige, abgestorbene Rinde bis auf die gesunden Teile vom Stamm und den Hauptästen entfernt und danach die gereinigten Teile mit einer Stahlbürste gründlich abbürstet. Nun erst gibt man den Kalkanstrich, der in diesem Fall die zurückgebliebenen Moos- und Flechtenteile über Winter vollständig abtötet.

Alle unsere Obstbäume brauchen in normalen Wintern keinen eigentlichen Winterschutz. Tritt aber ungewöhnliche Kälte ein, bedecke man Pfirsiche und Aprikosen so weit als möglich, und gebe den Birnen, die auf die frostempfindlichen Quitten veredelt wurden — es sind dies meist nur Spalier- und Pyramiden — die oben bereits genannte Vobendecke. Edle Weintreiben bindet man auf jeden Fall, nachdem sie entlaubt sind, vom Spalier ab, schneidet sie gleich endgültig, weil sie nach dem Frühjahrschnitt stark bluten würden, und deckt sie nach Eintritt strenger Kälte am besten mit Badleinwand. Diese Arbeit wird sehr erleichtert, wenn man die niedergelegten Triebe zuvor an mehreren Stellen locker zusammen bindet.

Im Gemüsegarten bleibt eigentlich nichts Schutzbedürftiges stehen. Breitlauch oder Porree, Grünkohl und auch Rosenkohl hatten dem Froste stand. Zwiebeln sind längst eingeerntet, abgetrocknet und werden so aufbewahrt. Kopfkohl jeder Art läßt man noch draußen, bis es wirklich frostig wird, dann wird er zu langer Aufbewahrung nicht abgeschnitten, wie es meist geschieht, sondern mit den Wurzeln ausgegraben, von den losen Blättern befreit, so daß nur die festen Köpfe bleiben und danach am besten in luftigem Keller eingeschlagen. An solchen Kellern fehlt es aber in Groß-Berlin. Unsere Keller sind elende kleine Verschläge, mit welchen sich nichts anfangen läßt. In diesem Falle greift man zur Ueberwinterung in Gruben. Diese Art der Ueberwinterung erfordert aber grundwasserfreies Gartenland. In diesem, wenn es sein kann, an der trockensten Stelle des Gartens, wirft man eine quadratische 60—80 Zentimeter tiefe Grube aus, deren Größe sich nach der Menge des zu überwinternden Gemüses richtet. Die beim Ausheben der Grube freierwerdende Erde setzt man an den Rändern dammartig an und schlägt sie fest. Ist diese Erdarbeit beendet, so ebnet man den Boden in der Grube. Hiernach schlägt man alle Kohl-

gewächse Kopf an Kopf nebeneinander ein, ferner Sellerie, Rüben jeder Art, Petersilienwurzeln und auch Breitlauch für den nächsten Bedarf, da er sich später aus gefrorenem Boden nicht ausnehmen läßt. Die Grube bleibt zunächst offen, erst bei Frost deckt man sie mit alten Brettern ab und bedeckt dann diese noch mit Laub oder Dung. Bei milder Witterung wird die Dede gelüftet, vorübergehend auch ganz abgenommen, dann sieht man auch die Gemüse nach und püßt sie durch, falls sich Fäulnis eingestellt hat.

Läßt sich des hohen Grundwasserstandes halber keine Grube auswerfen, so legt man die ausgegrabenen und von losen Blättern befreiten Kohlstöpfe in zwei Reihen auf ein Beet, Kopf gegen Kopf, und bedeckt sie dann reichlich mit Erde. Bei großer Ernte kann man 3—4 Doppelreihen nebeneinander legen und auf die untere Lage, nachdem sie mit Erde abgedeckt ist, noch eine zweite und dritte Lage aufschichten. Auch die ausgenommenen Wurzeln kann man, nachdem die Blattköpfe nebst Herz abgeschnitten und die Schnittflächen abgetrocknet sind, auf dem Gartenland zu fegelförmigen Haufen aufschütten, worauf sie mit einer stärkeren Schicht festzuschlagender Erde abgedeckt werden. Bei starkem Frost muß man diese und die Kohlhügel noch mit Laub oder strohigem Dünger eindecken.

## Kleines feuilleton.

### Archäologisches.

Der schwarze Stein vom Forum. Auf dem Forum Romanum wurde im Jahr 1890 ein eigentümlicher Fund gemacht, der seitdem viel Kopfzerbrechen verursacht und die Veranlassung zu zahlreichen Schriften gegeben hat. Er erhielt nach seiner Farbe den Namen Niger Lapis oder schwarzer Stein. Er besteht aus einer Tafel aus schwarzem Marmor, unter der eine Anzahl von Nesten ungewisselhaft hohen Alters gefunden wurde. Das größte Aufsehen unter ihnen erregte eine zerbrochene rechteckig behauene Stele, die eine rätselhafte und auch bis auf den heutigen Tag noch nicht entzifferte Inschrift trug. Nicht weit davon kamen andere Dinge zum Vorschein, die als Opfergaben zu denken sind und wahrscheinlich aus weiter Ferne zu irgendwelchen Zwecken hierher gebracht waren. Sie bestanden namentlich in kleinen Bildern aus Ton, Wein oder Bronze, umgeben von einer Schicht Flußsand. Bis dahin vermutete man an dieser Stelle das Grab des Romulus oder seines Pflegevaters Faustulus. Nach Ausgrabungen, die jetzt der italienische Archäologe Boni ausgeführt und in einem Brief an die „Times“ beschrieben hat, würden diese Funde ganz anders zu erklären sein. Dieser Altertumsforscher meint, daß sich an diesem Platz die Rednerbühnen befanden, die zu Beginn des Bürgerkrieges um das Jahr 124 v. Chr. durch die Patrizier zerstört wurden. Die späteren Reste stammen wahrscheinlich aus den Zeiten, in denen das römische Volk das Forum durch ein geeignetes Opfer, von der Befleckung durch die Todesopfer des Bürgerkriegs entführen wollte. Es wurde damals nach der Stadt Enna in Sizilien zu dem dortigen Tempel der Demeter geschickt, um von der Göttin ein Orakel einzuholen, wonach diese Entföhnung des Forums geschehen könnte. Der „schwarze Stein“ mit seinem Beiwerk stellt wahrscheinlich die Ausführung dieses Orakels dar.

### Aus dem Pflanzenleben.

Parthenogenesis, das heißt, die Entstehung reifer fortpflanzungsfähiger Samen ohne vorausgegangener Befruchtung, ist, wie neuere Forschungen dargetan haben, im Pflanzenreich eine durchaus nicht seltene Erscheinung. Bei vereinzelt Pflanzen ist das Vorkommen solcher Jungfernfrüchte schon seit langen bekannt, so beim Löwenjahn und bei der Gurke; eine umfangreiche Liste von dergleichen Pflanzen konnte aber erst in neuester Zeit festgelegt werden. Hinsichtlich der Art, wie diese Jungfernfrüchte entstehen, lassen sich die Pflanzen in verschiedene Gruppen einteilen. Da sind Pflanzen, bei denen das männliche Geschlecht vollständig entwickelt ist, solche die den vorhandenen Befruchtungsstaub nicht zur Reife kommen lassen, und endlich solche, die ihre männlichen Organe total verkümmern lassen, so daß nicht einmal Blütenstaub gebildet wird.

Die Jungfernfrüchtigkeit setzt die Pflanzen in Stand, auch dann Samen zu erzeugen, wenn die Befruchtung ausbleibt; sie ist deshalb auch bei Pflanzen üblich, bei denen die Befruchtung durch irgend welche Umstände erschwert wird. Bei dergleichen Pflanzen stellt sich die Jungfernfrüchtigkeit im Notfall ein, d. h. wenn die Befruchtung ausbleibt. Das Bekanntwerden solcher Pflanzen hat die Forscher zu der Annahme veranlaßt, daß ursprünglich die Anlage zur Erzeugung von Jungfernfrüchten ganz allgemein unter den Samenpflanzen verbreitet gewesen ist; bei jenen Pflanzen aber, die sich wegen der Befruchtung keine Sorgen zu machen haben, ist die Anlage zur Jungfernfrüchtigkeit wieder unterdrückt worden.

Da bei der Verschmelzung männlicher und weiblicher Fortpflanzungszellen die in diesen Zellen nur zur Hälfte anwesenden Vererbungsträger wieder auf die für die betreffende Pflanze typische Zahl zusammenkommen, darf in der Anlage zur Jungfernfrucht die Zahl der Vererbungsträger nicht geteilt sein. In der Tat konnte durch Beobachtungen festgestellt werden, daß solche Anlagen die jeweils typische Zahl von Vererbungsträgern besitzen. h. h.